

dtv

»Sie hatte die Vertreibung aus Böhmen hinter sich, sie war die Mutter eines chaotischen Sohnes, und sie hatte dreißig Jahre lang den täglichen Drahtseilakt einer Ehe mit Heinrich und einer Liaison mit Albrecht bewältigt.« Nun wartet Antonia, die mit fünfzig noch immer anziehend und schön ist, mit einer Handvoll Menschen auf das Ableben ihres todkranken Mannes. Die Monate vergehen, doch in der weißen Villa in Ruppertshain im Taunus herrscht ein verzauberter Stillstand. Um so mehr sind ihre Bewohner erschüttert, als das erwartete Ereignis tatsächlich eintritt – und ihnen eröffnet wird, daß Haus und Park zutiefst verschuldet sind. Und schon werden aus alten Freunden Feinde, lauern die Finanzaia darauf, den Besitz des ehemaligen Frankfurter Geschäftsmanns zu parzellieren und gewinnbringend zu vermarkten. Antonia aber weiß sich zu wehren.

Martin Mosebach, geboren 1951 in Frankfurt am Main, lebt dort seit Abschluß des Studiums der Rechtswissenschaften als Schriftsteller. Er schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte, Essays und Librettis. Für sein Werk erhielt er u. a. 1999 den Heimito-von-Doderer-Preis, 2002 den Heinrich-von-Kleist-Preis und den Georg-Büchner-Preis 2007.

Martin Mosebach

Ruppertshain

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Martin Mosebach
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das Grab der Pulcinellen (12863)
Das Bett (13069)
Der Nebelfürst (13119)
Westend (13240)
Rotkäppchen und der Wolf (13493)
Das Beben (13568)

Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Ausgabe

Januar 2004

2. Auflage August 2007

© 2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Erstveröffentlichung: Hamburg 1985

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung des Gemäldes

›Le soleil au salon‹ von Pierre Boncompain (VG Bild-Kunst, Bonn 2007)

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Goudy Old Style 10/11,75 (QuarkXPress)

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13159-9

März

Wir werden auf die Straße gesetzt«, sagte Antonia, eine schöne Frau von fünfzig Jahren, zu ihrem Freund Albrecht von Skrba, der seit vielen Jahren bei ihr zu Gast war, und ihrem Sohn Ivanovich, der dick und ebenmäßig wie Napoleon aussah. Mit ihnen am Frühstückstisch saß Hans Joachim, ein sportlicher junger Mann. Er war mit Ivanovich in die Schule gegangen und hatte keinerlei Bedeutung. Auf welche Bemerkung sich Antonias sorgenvolle Worte bezogen, ist nicht weiter wichtig. Sie meinte aber wohl, das Haus, in dem dies Eßzimmer lag, demnächst verlassen zu müssen, ein stattliches, älteres Landhaus, das in einem großen Park lag, nahe von Frankfurt in den Taunusbergen bei dem Dörfchen Ruppertshain.

Draußen herrschte der schönste Frühling seit Jahren. Daß es noch kühl war, steigerte nur die allgemeine Aufbruchsstimmung. Es gab erst wenig Grün, das herbe Klima von Ruppertshain ließ die Rasenflächen rund um das Haus noch so tot erscheinen, als sei die Schneedecke gerade erst geschmolzen, obwohl unten in Frankfurt schon die Primeln in die Vorgärten gepflanzt wurden. Die hohen Bäume, der kostbarste Schmuck des Parks, die Blutbuchen, Kastanien, Akazien und Silberpappeln konnte man zunächst nur an den nassen Haufen überwinterter Laubes unterscheiden, die um die Stämme lagen, aber an den Enden der Äste glitzerten bereits überall die kleinen Knospen, Zeichen neuen Lebens in den kälteerstarten Riesen. Das Efeu wirkte in der Helle des Tages schwarz, sein Immergrün

hatte sich im Winter erschöpft und würde bald neben den ersten Buchenblättern, hellgrün und zart wie die Flügel der Eintagsfliege, alt und ledern aussehen. Ringsum regierte noch die Hinterlassenschaft des Winters, das Welke, Starre und Abgestorbene, aber die Luft strafte dies Bild Lügen, sie war frisch und sanft zugleich und in der Sonne sogar leicht erwärmt wie das Wasser einer milden Thermalquelle im Taunus. Diese Luft war mächtig. Sie verwandelte die Stimmung eines jeden, der sie einatmete.

Antonia beherbergte in den Mauern ihres Parks eine kleine böhmisch-mährische Kolonie: Ihre alte Mutter Stella, die im Rollstuhl saß und an den Frühstücken nicht teilnahm, stammte aus Kremsier und war mit ihrer Tochter nach Deutschland gekommen. Obwohl das Verhältnis zwischen den beiden Frauen nicht herzlich genannt werden konnte, hatten sie sich noch niemals verlassen, und es war selbstverständlich, daß Stella nach Antonias Heirat nach Ruppertshain zog. Albrecht von Skrba kam aus Prag; er war ebensolange Mitglied des Ruppertshainer Haushalts wie Stella, ein ergebener und treuer Freund, der nie daran zweifelte, daß er in die Nähe von Antonia gehöre. Ivanovich hieß eigentlich Hans und hatte sich lange gegen den Namen, den Antonia für ihn erfunden hatte, um ihn ein wenig slawischer erscheinen zu lassen, gewehrt, aber Antonia blieb stärker. Wenn sie sich entschlossen hatte, jemandem einen neuen Namen zu verpassen, setzte sie sich meistens durch. Nur Heinrich, Antonias Mann, hatte mit Böhmen nicht das mindeste zu tun. Er war Frankfurter und hatte sein Leben lang in Ruppertshain gewohnt. Er litt unter dem fremdartigen Ton, den seine Frau ins Haus gebracht hatte, vielleicht deshalb um so mehr, als er die bodenständigen Stimmen seiner Heimat noch deutlich im Ohr hatte. Indessen war Heinrichs Einfluß vor allem in der letzten Zeit im Schwinden, denn er war sehr krank, und Antonia waren auch wirtschaftliche Sorgen zu Ohren gekommen. Die Firma laufe nicht gut, wurde schon seit längerem behauptet. Heinrichs Leiden standen zu dem Sieg des Frühlings in dunklem

Kontrast. Es sah aus, als werde er an der allgemeinen Erneuerung des Lebens nicht mehr teilhaben.

So lange er denken konnte, hatte Heinrich den Park von Ruperts-hain geliebt, ein Gelände, das nun wie eine Insel inmitten der unendlichen See beschränkter Häuschen, die heute Villen genannt werden, lag. Wer ihn betrat, vergaß das Siedlungswesen, das ihn umwucherte, augenblicklich, denn es konnte in seiner Luft nicht anders sein, als daß er an Wälder, Kornfelder und Apfelgärten grenzte. Die nähere Umgebung versank, und sichtbar blieben nur die blauen Taunusberge am Horizont, die sich wie gemalte Meereswellen hintereinander staffelten. Man folgte dem Kiesweg und glaubte zunächst, in einen Wald geraten zu sein. Farnkraut bedeckte den Boden, die Tannen standen in lichtem Abstand voneinander, mit Laubbäumen gemischt, der Kies hörte auf, der Weg bekam den federnden Charakter des Waldbodens und wurde hin und wieder von einer dicken Wurzel gekreuzt. Seitenwege führten ins Gehölz, einmal sah man in eine Lichtung hinüber, auf der ein eingestürzter kleiner Tempel stand, von hohem Gras verborgen lag eine seiner hölzernen Säulen auf dem Boden und wurde allmählich wieder zu Erde. Im Sommer wuchs hier der Fingerhut, Antonia hatte auch einmal einen Igel gesehen. Dann hörte der Wald auf und öffnete den Blick in ein Wiesental, das ringsum von einer schwarzen Baumkulisse begrenzt war. Dort, wo der Weg wieder anstieg, stand das Haus, das inmitten dieser Weite klein wirkte und sich erst, wenn man unmittelbar davor stand, in seiner vollen Größe zeigte.

Das Haus war weiß und hatte ein blaues Schieferdach mit zwei Türmchen. Es war in den Jahren gebaut worden, als der Großherzog von Luxemburg, die Rothschilds und die Kaiserin Friedrich im Sommer in den Taunus kamen. Der Architekt hatte wohl an die Loire gedacht, die Fenster waren schmal und tief, und die dunkelgrünen Läden berührten sich, wenn sie aufgeklappt wurden. Zum Tal hin hatte das Haus eine Terrasse, von der man die Gewächshäuser erkennen konnte, eine wohl schon

seit langem nicht mehr gepflegte Ansammlung von blinden Glasdächern, kleinen Holzschuppen, Regentonnen, verwahrlosten Beeten, auf denen man hin und wieder noch einem hoch ins Kraut geschossenen Salat begegnen konnte oder einer einzelnen, an geschützter Stelle braungefrorenen, über den Winter gekommenen Rose. Von den Gewächshäusern durch eine hohe, nicht mehr geschnittene und daher pelzig ausgeschlagene Thujahecke getrennt, lag ein langes, in Zement gegossenes Schwimmbaden mit dunkelgrünem, undurchdringlichem Wasser. Rostige Liegestühle standen auf dem hier spärlicher wachsenden Gras in häßlicher Unordnung, als habe sie jemand umhergeschleudert. Am Schwimmbad war es zugig und unfreundlich. Diese Stelle war mit weniger Anmut verkommen als die Gewächshäuser, die allerdings durch ihre Nähe zum Komposthaufen in einem fruchtbaren Verhältnis zum Verfall standen. Die Tennisplätze, die sich weiter unten, ebenfalls durch hohe Hecken verborgen, an das Schwimmbad anschlossen, lagen im Dunkeln, das mit rotem Staub bestreute Areal war von Moosen bewachsen, die weißen Markierungslinien, die auf das Feld genagelt waren, hatten sich hin und wieder gelöst, aber bildeten im großen und ganzen noch ihre Gevierte. Das nasse Netz in der Mitte war zerfetzt und schleifte am Boden, und der Leiter zum Hochsitz des Schiedsrichters fehlten fast alle Sprossen. Fern von den Zwecken, für die er angelegt worden war, lag dieser Platz wie eine düstere Kampfstätte in einem auch im Sommer niemals weichenden Schatten, die Natur aber konnte sich den solide in sie hineingesetzten Platz nicht ohne noch längere Anstrengungen zurückholen.

Wenn man den Tennisplatz über eine wacklige Steintreppe wieder verließ und einem grünen Pfad folgte, erreichte man eine kleine Gruppe von fast im Boden verschwundenen Grabsteinen aus rotem Sandstein. Dort stand »Nero«, »Falk«, »Hexe«, »Waldmann«, »Püppi« und »Hassan«, mit schon weit zurückliegenden Jahreszahlen. Dahinter schimmerte durch das schütterere Gebüsch die Wasserfläche des Teiches in der Farbe des Himmels.

Äste, die hineingefallen waren und sich nun schon jahrelang mit Wasser vollgesogen hatten, schauten wie seltsame Gewächse heraus und verrieten, wie flach dieser Tümpel war. Wer den schmalen Weg um den Teich herum ging, wurde plötzlich wieder durch einen Blick auf das Haus und seine Terrasse überrascht, die nun auf einmal ganz nahe lag. Vom Haus aus erschien der Teich in weiter Ferne.

An diesem köstlichen und ganz unerwarteten Frühlingstag, der auch nicht mehr den kleinsten Zweifel am Ende des Winters ließ, hielten sich noch andere Personen im Haus auf, die zu dieser obschon vorgerückten Morgenstunde alle in tiefem Schlaf lagen: Marie-France, eine junge Französin, die au pair im Haus lebte und erst tief in der Nacht nach Hause gekommen war, Schwester Julia, die sich von ihrer Nachtwache erholte, und Herr Anton, der in seinem Zimmerchen unterm Dach, perfekt zum Ausgehen gekleidet, einen festen Morgenschlummer im Ohrensessel tat, während das Fernsehen ihm, dem Schwerhörigen, in dröhnender Lautstärke eine politische Diskussion freundlicher Kosmopoliten übertrug.

Nur Stella war wach und schließlich Heinrich, dessen Zimmer auf demselben Korridor wie das seiner Schwiegermutter lag, aber nicht den Blick zum Tal hin hatte, sondern auf eine dichte Wand aus Kastanienbäumen, die das Zimmer im Sommer in ein grüngoldenes Dunkel tauchten, im Winter aber wie die Linien eines japanischen Holzschnitts das weiße Fenster in kleine Felder gliederten. Heinrichs Augen waren seit der Dämmerung fest auf das Viereck des Fensterausschnitts geheftet. Er hatte sich jede der geometrischen Figuren, die die dünnen Kastanienäste in ihren Überschneidungen bildeten, schon lange eingepägt und wanderte sie von der unteren linken Fensterecke zur unteren rechten Fensterecke und von dort aus wieder zurück, nur eine Reihe höher, hin und her ab, bis er am oberen Fensterrand angekommen war. Schwester Julia bettete ihn jeden Morgen, bevor sie sich hinlegte, immer in dieselbe Position; richtig lag er, wenn er denselben Fensterausschnitt wie am Vortag sah. Wenn er rasiert

wurde und sich dabei im Spiegel betrachtete, kam es ihm vor, als sei sein Kopf kleiner geworden, obwohl man ihm nichts von seiner Hirnschale weggenommen hatte, sondern nur von deren Inhalt, und obwohl ihm das Haar, das für die Operation kahlgeschoren worden war, schon wieder kräftig schwarzgrau nachwuchs, als sei die Operation nichts anderes als ein gärtnerischer Eingriff in seine Natur gewesen, der brennt, schneidet, ausreißt oder pflöpft und danach das Wachstum nur noch heftiger sprießen läßt. In der Tat war Heinrich mit der Operation und ihrem Ergebnis vollständig zufrieden. Er hatte keine Kopfschmerzen mehr, es schwamm ihm nichts mehr vor den Augen, er hörte jedes Geräusch, er roch den Kaffee und die Bouillon, die Schwester Julia brachte, und er erzählte ihr alle zweifelhaften Witze, die er als junger Mann liebte und die ihm Antonia, die keinen Sinn dafür zu haben vorgab, verbot und sie damit für lange Zeit auch in Vergessenheit geraten ließ.

Es gab nur eine einzige Erscheinung, die er vor der Operation noch nicht recht gekannt hatte und die ihm jetzt, vor allem in den stillen Stunden, fast die Besinnung raubte, und das war der Schluckauf, der genau alle drei Minuten auftrat, gleichgültig, ob Heinrich müde oder wach war, und der, je länger sein unbestechlicher Rhythmus anhielt, eine immer größere Verzweiflung in ihm entstehen ließ. Heinrich wußte nun zum ersten Mal in seinem Leben, was drei Minuten waren, welche Welt sich in diesem abgemessenen Zeitraum verbarg. Der trockene Schmerz in der Luftröhre ließ dann nach. Wenn Heinrich den Mustern der Äste in diesem Augenblick mit besonderem Eifer folgte, konnte es sein, daß sich Bauch und Luftröhre vollkommen entkrampft anfühlten, ohne die leichteste Erinnerung an die hunderttausend kleinen Krämpfe, die sie inzwischen wundgeschmiregelt haben mußten. Heinrich hatte sich angewöhnt, diese Zeitspanne zu genießen, und er lebte inzwischen so vollständig in ihrem Rhythmus, daß ihm sogar gelegentlich die Übung gelang, während eben dieser Zeit seine Leiden ganz und gar zu vergessen – der Schluckauf war dann nicht nur verschwunden, er würde auch,

wenn nicht alle Empfindungen trogen, nie mehr wiederkehren, er hatte abgedankt, die körperlichen Voraussetzungen für einen Schluckauf waren eben einfach nicht mehr gegeben. Heinrich atmete einmal tief auf und fühlte dankbar seinen von jedem Zwang befreiten Brustkorb. Jetzt in diesem Augenblick glied er in wunderbarer Weise den Millionen Gesunden, zu denen er sein ganzes Leben lang gehört hatte, er war nun wieder gesund wie Antonia, die keine Kranken sehen wollte, und konnte über die erbarmungslosen Witze, die ihr über Krüppel einfielen, laut lachen wie vor dreißig Jahren, als er sich in die Frechheiten des hungrigen mageren Mädchens mit einer Art Unterwürfigkeit verliebt hatte. Dank dieser Fähigkeit, im Intervall des Schluckaufs den einzigen wirklich schmerzfreien Raum, der sich nur über wenige Sekunden erstreckte, von den Abläufen der Verkrampfung zu lösen und ihn gleichsam als ewige Sekunde zu erleben, eine Sekunde, die strahlend hinter den Mauern des Schluckaufs lebte, schwankte Heinrichs Befinden in diesen kurzen Zeitabständen, die seinen Tag in zahllose kleine Splitter zerhackten, beständig zwischen dem äußersten, wehrlos ertragenen Schmerz und dem gierigen Genuß einer Gesundheit, die sich noch zeigen konnte, die aber nicht mehr zu bleiben vermochte. Denn bald nach den glücklichen Augenblicken, die Heinrich mit der Geschicklichkeit des Häftlings zu dehnen verstand, nahte schon der Augenblick, an dem der Krampf selbst zwar noch keinen Anteil hatte, an dem aber sicher war, daß er wiederkehrte. Wenn Heinrich dann in die eiserne Zwingen genommen wurde, gegen die keine Anspannung mehr etwas vermochte, war alles stets schlimmer als in der Erinnerung. Danach folgte die betäubende Phase, in der sich sein Körper von der Anstrengung erholte, und dann tauchten auch schon am Horizont die sanften Hügel des Landes auf, das den Schmerz nicht kannte.

Heinrich lag unter der Last der Arbeit, die er auf diese Weise leistete, oft schweißbedeckt in seinem kühlen Schlafzimmer unter dem schwarz nachgedunkelten Jagdbild, auf dem ein Hirsch mit panisch herausquellenden Augen von einer Meute weißge-

fleckter Hunde zerrissen wurde. Heinrich wußte nicht mehr, daß dies Bild über seinem Kopf hing, obwohl er noch die Geschichte hätte erzählen können, wie er es nach dem Krieg für ein Pfund Butter erworben hatte. Es fielen ihm überhaupt jetzt viele Geschichten aus der wilden Zeit kurz nach dem Krieg ein, als er noch nicht mit Antonia lebte, Geschichten, die er schon lange niemandem mehr erzählt hatte, weil sie eigentlich nur verständlich waren, wenn man einen Begriff von dieser Zeit hatte, weil man dabeigewesen war. Er verstand seinen Sohn Hans nicht, wenn der ihn »Schieber« nannte, was wußte Hans schon von Schiebern? Der Junge kannte doch nur die Welt, die Heinrich ihm geschaffen hatte, und in dieser Welt wurde so gut wie nichts geschoben – allenfalls mal eine Frau, dachte Heinrich und hätte gelächelt, wenn nicht der Schluckauf schon wieder im Anmarsch gewesen wäre. Der Schluckauf machte regelmäßig seinen Reflexionen ein jähes Ende. Es gelang ihm nicht, danach den abgerissenen Faden wiederzufinden, der Krampf war wie ein Schwamm, der die Tafel leer wischt. Heinrich war wach und fühlte sich geistig voll bei Kräften, aber er konnte keinen Gedanken mehr richtig zu fassen bekommen, alles fiel ihm aus den Händen, um sein Bett hätte ein Haufen bunter Scherben liegen müssen, die aber, wollte man sie zusammenfügen, keineswegs ein heiles Ganzes ergeben hätten, weil jedes Stück von einem anderen Gefäß stammte.

Sein alter Freund und Bankier Georg Batzenberg, der mit seiner ewigen Leichenbittermiene an Heinrichs Bett getreten war, um ihm eine höchst wichtige, keinesfalls mehr aufschiebbare Forderungsabtretung abzurufen, erinnerte sich mit Schauern an die fast erfolglos gebliebene Prozedur: Er hatte ihm den Sachverhalt immer wieder neu ins wehrlos auf dem Kissen liegende Ohr gekrächzt und ihm danach in die Augen gesehen, ob ein Funken Verständnis aufleuchtete, und es kam ihm mehrmals so vor, als sei Heinrichs Konzentration allmählich so weit angewachsen, daß er das ihm zugeworfene Seil ergreifen konnte, aber als Batzenberg ihm dann die Feder in die Hand drücken wollte,

hatte ihn Heinrich mit verblüffter Miene angesehen, die verriet, daß ihm alles Vorangegangene entfallen war.

Die Unterschriften, die nach einstündigem Kampf zustande kamen, einem Kampf, den Schwester Julia mehrmals abubrechen versucht hatte, indem sie beschwörende Pantomimen hinter Heinrichs Kopf aufführte, was Batzenberg stur übersah, waren im übrigen kaum brauchbar, um die Transaktion, die Batzenberg im eigenen Interesse für geraten hielt, zu ermöglichen. Sie stellten den motorischen Fähigkeiten des Schreibers ein verheerendes Zeugnis aus, und selbst wenn man wußte, daß Heinrich auch als gesunder Mann eine sehr häßliche Handschrift gehabt hatte, waren doch diese kraftlosen, fadenhaften Linien, die in den mit Schreibmaschine geschriebenen Briefftext hineinragten, wie wenn ein kleines Kind mit der ganzen Hand einen Bleistift umfaßt und ein paar ziellose Kritzeleien auf einer Bilderbuchseite hinterläßt, eigentlich gar nicht mehr als Schrift zu erkennen oder als in ihrer Form von irgendeiner noch so schwachen Absicht bestimmte Gebilde.

»Die zeige mer net«, sagte Batzenberg deshalb nach gründlicher Überlegung, die er auf der Fahrt nach Frankfurt angestellt hatte, zu seinem Partner Czibulski, »wenn Sie einer fragt, sage Se, ich hab die Unterschrift und damit basta.«

Das Frühstückszimmer hatte seine Unruhe verloren, denn Ivanovich und Albrecht, die allein darin zurückgeblieben waren, besaßen beide den Willen zum orientalischen Gespräch, dem es im Kern nur darum geht, niemals ein Ende zu finden. Antonia stand sofort auf, wenn sie gefrühstückt hatte, während ihr Sohn die Toastbrote und den Tee vor allem als Vorwand betrachtete, sich in die Gesellschaft der anderen Hausbewohner zu begeben. Nur um den Hunger zu stillen, konnte man sich auch am offenen Eisschrank aufhalten, was Ivanovich, nebenbei, auch mehrmals am Tage tat, so daß er am Eßtisch schon satt war und nicht durch das Kauen am Sprechen gehindert wurde. Albrecht hingegen nutzte die Zeit, in der er sich durch Ivanovich vorzüglich unterhalten fühlte, um alles, was auf dem Tisch geboten wurde, hin-

tereinander aufzuessen. Wenn er den Teller mit den Tomaten zu sich herüberzog, knirschten der über den blanken Mahagoni verstreute Zucker und die gerösteten Brotkrümel, das waren die einzigen Geräusche, die er verursachte, diskret genug, um Ivanovich nicht in seinem Redefluß zu irritieren. Beide besaßen außerdem die Fähigkeit zu delegieren. Als Hans Joachim sich anbot, neuen Tee zu kochen, legten sie ihm keinen Stein in den Weg. Seine Versuche, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, hatten ohnehin erwiesen, daß er deren Stil nicht verstand. Kaum war er draußen, rief Ivanovich: »Nein«, ein Ausruf, der sich auf nichts Vorhergehendes bezog, auch nicht auf Hans Joachim oder auf seine Bereitschaft, Tee zu kochen. »Nein« öffnete weite Räume des bisher Ungesagten. Nachdem diese Fanfare verhallt war, begann er in schweifender Manier jenen Teil seines beständigen inneren Monologs sichtbar zu machen, der für Albrecht heute besonders interessant sein mochte.

»Ich finde es komisch, daß Papa ausgerechnet am Gehirntumor stirbt«, sagte Ivanovich in das stille Zimmer hinein. Skrba wartete geduldig, bis es weiterging, tupfte sich aber in der Zwischenzeit sorgfältig mit der Serviette den Mund ab, damit plausibel wurde, warum er schwieg. Ivanovich entfaltete plötzlich einen gewissen Eifer, als ob er Forschungsergebnisse darlegen wolle: »Also, ich gehe von der Theorie aus, daß der Tod jedes Menschen immer irgend etwas mit seinem Leben zu tun hat, daß es da durchaus Zwangsläufigkeiten gibt. Ich glaube nicht an Zufälle, außer natürlich, es fällt eine Atombombe, und jeder stirbt den gleichen Tod, ob er nun zu ihm paßt oder nicht.«

Albrecht von Skrba betrachtete Ivanovich, der ihn im übrigen seit frühester Jugend der Einfachheit halber Onkel nannte, mit Neugier. Er neigte selbst zur Theorienbildung und litt ein wenig darunter, daß es ihm nie gelungen war, ein williges Forum zu finden, das seinen Überlegungen gelauscht hätte. Wo war schließlich die unabsehbar große Stadt mit genügend genialen Müßiggängern, die vom Ansturm ihrer Gedanken in die Kaffeehäuser getrieben wurden, um sich dort endlich aussprechen zu

können? »Ja, damals Berlin«, rief Skrba gern aus oder »Ja, damals Wien«, aber auch »Ja, damals Prag«. Sogar Prag lobte er, obwohl dort seine Familie zu Hause war, mit der er niemals gut gestanden hatte, und er erzählte gern, um seine These von der »konservierenden Kraft des Kommunismus« zu belegen, wie er sich vor einigen Jahren dem Haus seiner längst von dort vertriebenen Familie auf der Kleinseite, ganz nahe beim Palais Czernin, genähert habe und dort tatsächlich am Hoftor noch das mittlerweile schwarz oxidierte ovale Messingschild »von Skrba« vorgefunden habe.

Heinrich gab ihm früher immer recht, wenn Albrecht von den Berliner Verhältnissen schwärmte, obwohl Heinrich ganz andere Dinge dabei im Auge hatte als von Genies bevölkerte Kaffeehäuser. Einem unausgesprochenen Kommentar zufolge unterhielten sich die beiden Männer stets dann über die nie genug zu rühmende Berliner Vergangenheit, wenn sie Antonia ihre Friedlichkeit vorführen wollten, und Antonia sagte, indem sie sich auf solche Gespräche bezog: »Die beiden sind die besten Freunde.« Sie vermied es übrigens, diese Behauptung Heinrich geradezu ins Gesicht zu sagen, denn sie wußte, daß er sich nicht ebenso bereitwillig wie Skrba der von ihr entworfenen Version der Wirklichkeit unterwarf. Skrba hingegen war anpassungsfähig, ohne dabei allzu geschmeidig zu sein, und wirkte deshalb niemals tückisch, sondern ganz einfach vernünftig wie alle Leute, die sich unseren Gedankengängen nicht unnötig versperren. Deshalb kam auch Ivanovich, der gleichermaßen durch Widerspruch wie durch allzu durchsichtige Unterordnung zu seinen berüchtigten Jähzornanfällen verleitet wurde, zu seinem eigenen Erstaunen gut mit ihm zurecht.

»Sieh zum Beispiel mal mich«, sagte er zu Skrba, der sofort interessiert war zu erfahren, woran Ivanovich zu sterben gedenke, »ich weiß ganz genau, daß ich mal von einem Auto überfahren werde. Und warum? Weil ich vor Autos panische Angst habe. Ich nehme meinen Unfall durch eine Art vorauseilende Erinnerung vorweg. Verstehst du? Oder zum Beispiel«, er sah einen

Augenblick ins Leere, wo aber keine weiteren geeigneten Todesfälle auftauchten, »oder von mir aus eben auch Trotzki.«

»Trotzki ist ermordet worden«, sagte Skrba in sehr respektvollem Ton, als wolle er streng vermeiden, daß sein Beitrag wie ein Widerspruch klang. Ivanovich machte eine verdrossene Bewegung, als sei er unruhig und gelangweilt zugleich, und hing immer noch seinen Gedanken nach. »In Mexiko übrigens, wenn ich mich recht erinnere«, erwähnte Skrba nun noch vorsichtiger.

»Ach geschenkt, alles geschenkt«, rief Ivanovich plötzlich mit wildem Ausdruck in seinen schokoladenfarbenen Augen. »Das ist doch alles sinnlos. Ein völlig sinnloser Vorgang. Ein Mann, der nie – ich wiederhole, nie – in seinem Leben irgend etwas mit dem Kopf gemacht hat, stirbt am Gehirntumor. Das ist doch widersinnig. Wenn dem Nietzsche so etwas passiert wäre. Aber der kriegt die Syphilis.« Nach einer Pause fügte er in düsterer Spekulation noch hinzu: »Die hätte viel besser zum Papa gepaßt.«

Hans Joachims Dienstwilligkeit gewann ihm viele Herzen, war aber trügerisch. Er hatte sich angewöhnt, die Menschen mit der Ankündigung seiner Hilfsbereitschaft glücklich zu machen, und fand, daß es nur taktvoll sei, wenn man ihn dann von jeder Verpflichtung wieder entband; das Insistieren war keine noble Eigenschaft. Daß er keinen Tee für Albrecht und Ivanovich kochte, war dabei noch zu verschmerzen, denn die beiden vergaßen, kurz nachdem er sie verlassen hatte, daß er ihnen etwas bringen wollte. Statt dessen saß er bei Antonia in ihrem Schlafzimmer und ließ sich über das Ruppertshainer Wasser aus, mit dem er nun den Tee nicht kochte, obwohl er es lobte und genau erklärte, warum es gut sei. Er entwickelte mit Feuer den Gedanken, sich von diesem Wasser einen Kanister nach Frankfurt hinunterzunehmen, und Antonia, die in ihr Schminkegeschäft so intensiv wie ein Kabukischauspieler versunken schien, hielt, indem sie den eifrigen Jungen mit einem Seitenblick streifte, durchaus für denkbar, daß er zu Hause friesisch-japanische Tee-

zeremonien veranstaltete, er wirkte so häuslich. Antonia fand es lobenswert, daß er sich ganz selbstverständlich benahm, wenn gleich er sich vielleicht, während er plauderte, etwas zu ungeeignet umsah. Auch darin liegt jedoch nichts Bösesartiges, dachte Antonia, die den Jungen nur im Spiegel betrachtete und nicht jedem seiner Worte folgte, weil sie mit ihren Pinseln, Wischern, Stiften und Quasten in komplizierten Arbeitsgängen beschäftigt war. Gerade bei jungen Leuten traf man gewöhnlich auf eine stumpfsinnige Befangenheit, eine mürrische Maulfaulheit, verbunden mit angstvollem Umherglotzen.

»Wir haben uns angestrengt, als wir zwanzig waren«, sagte Antonia gern. »Wir wollten unterhalten, wir mußten amüsant sein, man war selbstverständlich kokett, was mir übrigens gar nicht lag. Ich habe auf Festen hart gearbeitet.« Gerade diese Behauptung stellte sie mit gereizter Stimme auf, in der moralische Entrüstung darüber mitklang, daß man sich dem Vergnügen nicht mehr mit dem gehörigen Ernst widme, wie er nun einmal erforderlich sei, wenn es sich um ein wirkliches Vergnügen handele.

Zutraulich wie ein junger Hund war Hans Joachim ein wenig im Haus herumgestreunt und hatte einen Ort gesucht, an dem es freundlicher zuging als im Speisezimmer. Antonia verhielt sich anders als wahrscheinlich viele Frauen in ihrem Alter. Sie ließ sich gern bei der Maquillage zuschauen, sie dachte an die Gemälde Longhis, auf denen eine Dame bei der Morgentoilette immer in Gesellschaft von Kavalieren zu sehen ist, die ihr mit den Neuigkeiten der letzten Nacht die Frisierzeit verkürzen. Man müßte wie im achtzehnten Jahrhundert sein, jung, mit weißgepudertem Haar, schön und weise, dachte Antonia und überlegte sich, was Hans Joachim wohl dazu sagen würde, wenn sie ihn auch ein wenig anmalte, wie sie es mit dem kleinen Ivanovich immer getan hatte, wenn Leute kamen und das Kind zu blaß aussah.

Beständig kamen ihr Einfälle, um den tristen Tagesablauf zu dekorieren und zu beleben, die sie aber schnell wieder verwarf,

denn sie besaß nur wenig Perseveranz, und das eine »Man müßte eigentlich . . .« wurde, kaum, daß es entstanden war, von einem neuen »Man müßte in Wahrheit ganz anders . . .« abgelöst.

Hans Joachim erzählte währenddessen von dem Stiftungsfest der Mammolshainer Feuerwehr, das er mit Ivanovich und Marie-France gestern abend besucht hatte. Das Fest fand in der Turnhalle statt, mit einer Band für Kaffeefahrten, die Hans Joachims Kopfschütteln erregte, und überhaupt war er noch immer verblüfft, daß er, ausgerechnet er, eine solche Veranstaltung mitgemacht hatte, Ivanovich komme eben manchmal auf geradezu verbotene Ideen. »Hat er sich wieder geprügelt?« fragte Antonia. Hans Joachim beeilte sich, sie zu beruhigen, alles sei friedlich abgelaufen, obwohl sie natürlich schon irgendwie Fremdkörper gewesen seien, und gelegentlich sei auch eine gewisse Spannung entstanden, vor allem, als ein kleiner verschwitzter Dicker mit Marie-France habe tanzen wollen.

»Da wollte sie dann nicht, sie ist ja was Besseres«, sagte Antonia. Hans Joachim ließ sich vorsichtigerweise nicht auf diese Äußerung ein. Er stellte sich jetzt auf eine sehr hübsche, durchaus bescheidene Weise in den Vordergrund, als er von den flehenden Blicken berichtete, die Marie-France ihm zugeworfen habe, und von der geschickten Art, mit der er daraufhin den verschwitzten Dicken beruhigt und schließlich abgelenkt habe, ohne daß wirklicher Ärger entstanden sei – obschon natürlich die Lage etwas brenzlich war.

»Und Ivanovich?« fragte Antonia, die sich jetzt ihren Wimpern widmete.

»Ivanovich hat eigentlich nichts dabei gefunden«, antwortete Hans Joachim ohne Anklage.

»War er schon wieder betrunken?« fragte Antonia. »Ich hasse Ivanovich, wenn er betrunken ist.« Und der drohende Ton in ihrer Stimme erreichte Hans Joachim sogar durch die Wolken seiner guten Laune hindurch und brachte ihn etwas durcheinander. »Ivanovich befindet sich dann auf einer tieferen Organisationsstufe, er wird abscheulich. Er wird dann wie Wasser, das